

Ius und Recht.

Roman von Fred B. Garbt.

Daß die Hauptverhandlung noch vor dem Feste stattfinden würde, war gänzlich ausgeschlossen. Und wie sollte er sein Fernbleiben an diesem Tage erklären? Weihnachten war im Elternhause stets wie ein wirkliches Fest empfunden und gefeiert worden. Und an diesen Tagen sollte er fernbleiben und die Mutter allein lassen? Das war ein bitterböser Gedanke. An sich dachte er nicht. Er würde die Bühne zusammensetzen und auch das übersehen. Waren es doch die letzten Wochen vor der Entscheidung, vor dem Freisinn.

Er grübelte und sann, entwarf Pläne und verworf sie. Nebenfalls mußte ein Grund gefunden werden, der mit seinem Verufe verknüpft war, ein Grund, den die Mutter gelten lassen würde, wenn auch mit schmerzlicher Ueberwindung, denn sie nahm seine berufliche Tätigkeit sehr ernst und war stolz auf seine Erfolge, sein Vorwärtskommen. Endlich fand er einen Plan, der ihm durchführbar erschien, und machte schon im nächsten Brief an die Mutter die ersten Andeutungen.

Mit Kommerzienrat von Vösch und Frau Gabriele war alles verabredet worden. Die Hamburger Verwandten, der Geheim Kommerzienrat Francius, waren in dieses gemeinsame Lügenkomplott mit eingezogen; Frank Werner hatte sich eine Anzahl Karten mit Hamburger Ansichten kommen lassen, die mit Grüßen und Scherzworten beschrieben in ein Kuvert verpackt zurückgewandert waren, um während der Weihnachtswoche täglich nach Leipzig zu flattern und täglich eine kleine Zerstreung, eine Ablenkung der Mutter zu bringen.

Um wieviel mehr litt Frank Werner in den Tagen, die aus der Phantasie in gegenständliche Nähe nun gerückt waren. — Weihnachtsabend!

Er schalt sich selbst einen sentimentalen Loren, daß gerade die Weihnachtstage ihn ängstigten. Waren es nicht Tage wie alle die vielen anderen, die er schon im Gefängnis verbracht hatte, vom Leben abgesperrt? Woher nahmen diese Tage das besonders Schmerzhafte? Als ob Erinnerungen geschlafen hätten und nun an diesen Tagen aufgewacht wären und ihn mit wehmütigen Augen anschauten.

Er sah an dem unfehllichen, groben Tische und sann und sann und Bilder stiegen vor seinen Augen auf, die er vergessen glaubte. Wie weit war er weg!

Ueber den Hof her rollten die Töne einer Orgel, dann setzte ein breitmäuliger, belfender Gesang ein. Unheimlich und mißtönend zugleich. — Frank Werner preßte die Rippen aufeinander und hielt sich die Ohren zu. Er wollte an nichts mehr denken. Er wartete und konnte sich nicht entschließen die Augen zu öffnen. . . . Ein quiesender Ton — die Orgel hatte angepielt — dann verschwand der rote Schein, der an den Fenstern klebte: der Weihnachtsgottesdienst in der Kapelle für die Gefangenen war zu Ende.

Die Lichter waren gelöscht — grau und leer. Frank Werner erhob sich und ging auf und ab. Verwünscht alles Erinnern. Gegenwartsgeheimnis.

Er hatte die Geschenke von seinen Freunden nicht um sich sehen können und dem Oberaufseher Obst und Blumen für sein Töchterlein geschickt. Die würde jauchzend nach den goldenen und roten Früchten die kleinen Hände ausstrecken. — Und den Frühstückskorb den Wärtern, die an diesem Tage die Jour hatten. Sie würden schmausen und nicht vom Ekel gepeinigt werden wie er. Nur die sechs Flaschen alten Bordeaux, den Henkel ihm geschickt hatte, standen noch in der Ecke, und ein schmaler Karton von einer Blumenfirma aus Amsterdam. Mit unpersönlicher, kaufmännischer Handschrift war die Adresse geschrieben.

Wie konnte er sich darüber kränken? Nein, die Adresse hätte sie nicht schreiben können, die nicht. — Untersuchungsgefängnis Dresden. Der Brief würde darin sein. Er öffnete den Karton. — Nichts. — Kein Brief, kein Zettel. Er löste den Strauß aus der dünnen Hülle und hoffte noch. Der Nieder war erfroren. Er biß die Zähne aufeinander, es würgte ihn im Hals. Mit zitterigen Händen legte er die

toten Blumen zurück in den Karton und stellte ihn in eine Ecke. Er entorkte eine Flasche Wein und trank. — — Warum grünte er sich? Hatte er nicht selbst den Wunsch ausgesprochen, daß sie ihm nicht schreiben möchte. Hatte er nicht selbst gemeint, daß jeder Brief hier im Gefängnis nur Qualen bereiten würde, daß die Augen, die ihn vor ihm lesen würden, jeden Duft und Schmelz ihm nehmen müßten. Und schrieb nicht Frau Gabriele in jedem Brief, daß sie regelmäßig Nachrichten nach Amsterdam schickte und stets herzliche Grüße ausrichten sollte — herzliche Grüße? Wie das farblos war und uneinspunden!

Er trat wieder an den Tisch und trank. Zwei volle Gläser von dem alten Bordeaux. Wie das wärmte! Doch, die Hände blieben kalt. — Er war ungerecht. War sie nicht im Hause des Vormundes, ganz unter seinem Einfluß und was sollte sie dagegen tun? Später, ja später, wenn er wieder frei wäre, würde sie kommen. Nein, er würde sie schon selbst holen. Aber jetzt, was sollte sie anders tun, als sich fügen und schweigen? — — Herrgotts Donnerwetter, nein! — Schreiben — täglich — unbekümmert um sein Verbot — selbst kommen — hier eintreten müssen, küssen, Herrgott! — Küßel! Er trank hastig. Der rote Wein floß an seinem zukenden Mund herab und tropfte auf seine Hand. Der Wein war warm wie Blut.

Verzweifelt und mißtönig lächelte Frank Werner. Er richtete sich schwerfällig auf und goß sich ein neues Glas ein. Seine Hand zitterte. — Auch die zweite Flasche wurde leer. Er entorkte die dritte Flasche.

Schwer fiel sein Kopf auf den Tisch. Lange lag er so im Dämmerdämmer. — — Er sah ganz deutlich vor sich den alten Nymphe ter Linden, den er nie mit Augen geschaut hatte, hoch gewachsen mit weißen buschigen Augenbrauen und einem hochmütig-abweisenden Zug um den Mund. Und er sah sie an einem reich gedeckten Tische sitzen und junge Männer tranken ihr zu. Alle schauten mit demselben spöttischen Ausdruck nach der Tür. Und die Tür öffnete sich langsam, wie von selbst — ein anderer trat ein, der seine Flügel trug — da legte ein Herr den Arm um ihre Taille und küßte sie — der andere schrie laut auf, wollte zuspringen, doch die Tür schloß sich wieder und er wurde zurückgedrängt — er rüttelte an der Tür. — — Frank Werner fuhr auf, seine Hände umklammerten den Tisch, auf den sein Kopf gesunken war. Die Flasche war umgestürzt, der rote Wein floß auf die geschweerte Diele. Er taumelte zum Bett und wühlte mit dem zukenden Gesicht im Kopfkissen. — — Ursula! Ursula!

Am achtundzwanzigsten Dezember wurden die Akten der Staatsanwaltschaft übermittelt. Staatsanwalt Dr. Diestel hatte schon zweimal gemahnt. Als der Diener ihm das umfangreiche Aktenstück auf den Schreibtisch legte, hatte er einen häßlichen Zug um den Mund.

Der Diener blieb am Pult stehen. „Es sind noch zwei Briefe vom Untersuchungsgefängenen Dr. Werner da, können die gleich abgehen?“

„Warten! Der will wohl hier noch einen besonders gebratenen Storch haben! Ich klingele dann.“

Der Staatsanwalt vertiefte sich sofort in das Studium der Akten, und als er zu Tisch ging, rieb er sich schmunzelnd die Hände. Damit ließ sich schon etwas machen! Ueber der Durchsicht der Akten verging auch der Nachmittag und erst gegen Abend las er die beiden Briefe; der eine war an den Geheimen Kommerzienrat Francius adressiert mit der Bitte, den anderen Brief, der an die Mutter gerichtet war, im beigefügten Kuvert von Hamburg abgehen zu lassen. „Immer Schwindeleien“, sagte der Staatsanwalt und schrieb mit Blau- und Rotstift quer über den letzten Brief — „Genehmigt, Staatsanwalt Diestel“ — und steckte beide Briefe in den Umschlag, den er noch in der Hand hielt und der die Adresse von Frau Werner trug. Dann schellte er und gab den Brief dem eintretenden Diener. Der nahm ihn und legte ihn zu den anderen, die zur Abholung für den nächsten Morgen bereit lagen.

Im Zimmer schloß Staatsanwalt Diestel sein Pult ab und schob mit der Hand einige Papierschubel in den Papierkorb, auch einen Briefumschlag, der an den Geh. Kommerzienrat Francius in Hamburg gerichtet war.

Der Brief war der letzte, der aus Hamburg der Mutter zugehen sollte. Frau Gabriele wollte die Mutter am nächsten Tag in Leipzig aufsuchen: Sie sei von Hamburg zurückgefahren und wolle sich nach der lieben alten Frau Werner erkundigen und den Frank entschuldigen, der mit Kommerzienrat van Bosh und den Hamburger Herren direkt nach Berlin gefahren sei, um dort die besprochene Gründung zum definitiven Abschluß zu bringen, was immerhin noch acht bis zehn Tage in Anspruch nehmen würde. — Das würde die alte Frau beruhigen, wenigstens für die nächsten zwei Wochen und der Besuch von Frau Gabriele würde sie freuen.

Und die alte Frau freute sich herzlich. Die Freude und Ueberraschung hatte das blasse, feine Gesicht geröthet, daß sie gar nicht so leidend aussah, wie Fräulein Berger dem Gast auf dem Korridor zugestüstert hatte. Doch überkam Frau Gabriele eine seltsame Bangigkeit, als sie ihr in die Augen sah. Der sonst so ruhige und gütige Blick der alten Frau war flackernd, wie ein Flämmchen, das am Verlöschen ist und nur mit Anstrengung noch am Leben erhalten wird. Wie tastende Hände, die nicht zur Ruhe kommen können, glitten die Augen der Greisin über Frau Gabriele, und diese Unruhe blieb an ihr selbst haften und machte sie unsicher und verlegen. Auch das Gefühl, dieser lieben alten Frau Lügen und immer wieder Lügen vorzutischen, dieses Vertrauen fortgesetzt zu täuschen, peinigte sie; ihre saubere und blanke Seele sträubte sich gegen diese Lügen, wenn sie sich auch verstandesgemäß sagen mußte, daß all dies notwendig sei, um noch größerem Schaden vorzubeugen. Wie ganz ehrliche Menschen verstand sie wenig, sich zu verstellen, und mußte sich bei jedem Wort, das sie sprach, von neuem mühen, den harmlosen herzlichen Klang zu finden, der zwischen ihnen wehte.

(Fortf. folgt.)

Förster und Wilddieb.

Novelle von Paul Ernst.

Eine kleine Ortschaft im Harz war zum großen Teil von Bergleuten bewohnt, welche entweder in den staatlichen Mangangraben beschäftigt waren oder als Eigenlöhner in Tagbauen, den sogenannten Pingen, auf Eisenstein arbeiteten. Eine solche Pinge kann man sich vorstellen als eine Art Steinbruch von sehr großer Tiefe.

Die Ortschaft mit ihrer Feldflur lag mitten im Walde. Damals, als die nachfolgende Geschichte spielte, am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, verband noch keine Chaussee sie mit der übrigen Welt. Die angesehnen Leute waren seit alten Zeiten berüchtigte Wilddiebe; man kann sich vorstellen, daß in diesem entlegenen Gebiete jahrhundertlang niemand außer ihnen Anspruch auf das Wild gemacht hatte; und wenn heute ein Mann abends auf seine Wiese ging und einen kapitalen Hirsch sichernd austreten und aufs Geäse ziehen sah, dann war es wohl schwer für ihn, nicht am anderen Abend mit seiner alten Büchse, die er noch vom Urgroßvater geerbt, auf den Anstand zu gehen.

In einer herbftlichen hellen Mondnacht kniete ein Wilderer vor einem geendeten Hirsch und schnitt ihm eben mit seinem Taschenknie das Kurzwildbret aus; sein zweiläufiges Gewehr lag vor ihm, der eine Lauf noch geladen. Der Hirsch war am Rande eines Abgrunds gestürzt, des tiefsten der Tagbaue, in der Nähe der Ortschaft; ein morsches Gatter, mit herabhängenden Flechten bewachsen, lief um den äußersten Rand des Abgrunds, der senkrecht nach unten fiel.

Plötzlich sprang dem Knienden der Förster entgegen mit der gespannten Büchse in der Hand; er setzte den Fuß auf das Gewehr des Bergmanns und rief: „Gib Dich!“

Der Wilderer schnellte auf, griff sein Messer fester; der Förster hob die Büchse an die Wange; der andere ließ die Arme sinken und sagte mutlos, mit dem Fuß einen Lauf des Hirsches zur Seite stoßend:

„Ich kann nicht aus.“

„Du tust mir leid,“ erwiderte der Förster, „aber ich kann nicht anders.“

„Ja, ja, schon gut,“ antwortete der Bergmann. „Es ist mir ja nur um die Frau und die Kinder. Es sind ja nicht nur die zwei Jahre, aber das Haus wird alle. Dann kann mein Junge auf die Mangangrube gehen und meine Frau kann im Walde Holz suchen gehen.“

„Was soll ich machen?“ entgegnete der Förster. „Du bist der Schlimmste, das weißt Du selber. Ich muß meine Pflicht tun.“

„Dein Glück, daß Du ein so schlauer Hund bist,“ schloß der Bergmann, „sonst wäre ich auch noch zum Mörder an Dir geworden; davor hat mich Gott nun behütet.“

Der Förster befahl dem Mann, sich umzudrehen und ihm vorauszuweichen. Aber als der Mann das getan und er sich nun bückte, das Gewehr des Wilderers aufzuheben und ihm zu folgen, ging der noch geladene Lauf los. Unwillkürlich prallte der Förster zurück, stieß hart an das Gatter, der morsche Pfosten brach über der Erde

ab, er verlor das Gleichgewicht und stürzte vorwärts über das Gatter; er griff mit den Händen in die Luft, überschlug sich, seine Hände faßten eine Wurzel, die aus dem Gestein hervorragte; mit einem fürchterlichen Ruck hängte sich sein Körper an die Arme; ein losgelöstes Gatterstück hing schwingend eine kurze Zeit über ihn, fiel dann über ihn fort in die Tiefe. Der Bergmann legte sich oben platt nieder und sah nach unten. In dreiviertel Manneshöhe hing der Förster, das Gesicht nach vorn gerichtet; er hing an der äußersten Wurzel einer alten Fichte, die genau am Abgrund überhängend stand; keine Steinchen bröckelten über ihm hin.

„Hab' Erbarmen mit meinen Kindern, hilf mir, daß ich hoch komme,“ rief der Förster flehend.

Der Wilderer schnallte seinen Leibriemen ab, legte ihn um die freiliegende Lende der Fichte und befestigte ihn, indem er ihn ganz durch die Schnallenöse laufen ließ; es war eine schmale und zähe Wurzel quer über die Lende gewachsen und verhinderte so das Abgleiten. Dann nahm er den Riemen von seinem Gewehr und schnallte ihn an den andern Riemen an; jetzt fragte er den Förster: „Kannst Du Dich an mir hochziehen?“

Die Wucht des Sturzes hatte dem Förster die Armgelenke taub gemacht, er wußte noch nicht einmal, ob er sich nur würde halten können. Nun machte der Wilderer noch zwei Knoten in seine Riemen, um einen Griff zu haben, und ließ sich dann langsam über dem Förster hinab; der Förster ließ erst die eine Hand von seiner Wurzel los und klammerte sich an den Fuß des Wilderers, klammerte sich dann mit dem anderen Arm, und so trug nun der zusammengelegte Riemen die beiden aneinanderhängenden Männer.

Vorsichtig zog der Wilderer sich an dem Riemen in die Höhe, bis er den ersten Knoten fassen konnte, zog sich dann weiter hoch, bis er den zweiten Knoten faßte, immer den Förster an den Füßen, zog sich dann höher, bis er die Lende des Baumes mit dem einen Arm umklammerte, dann mit dem anderen Arm, und nun schob er sich weiter auf das Ebene, sich an den Wurzeln einhaltend, und wie er seine Beine hochzog, da kamen die Hände des Försters zum Vorschein, dann der Kopf, und endlich hatte er auch den Förster auf dem Ebenen oben; da hielt der seine Arme noch eine Weile um die Beine des Mannes geschlungen, dann erst ließ er los.

„Das war ein saures Stück Arbeit,“ sagte der Wilderer und bejah seine Hände; von drei Fingern an jeder Hand waren ihm die Nägel ausgerissen.

„Meine Kinder,“ stammelte der Förster, „meine Kinder.“

„Du bist ja wie betrunken!“ fragte ihn der Wilderer. Der Förster holte seine Schnapsbündel heraus, trank dem Bergmann zu und reichte es ihm; der trank gleichfalls und sagte: „Das tut gut.“

„Habe ich denn geschrien?“ fragte der Förster; „ich habe von gar nichts gewußt.“

„Von deinen Kindern hast du gesprochen,“ antwortete der Wilderer, „und daß du dich nicht an mir hochziehen kannst; deshalb habe ich dich mit hochziehen müssen.“

Es entstand eine Pause; der Förster sah auf den geendeten Hirsch und sagte: „Er sieht gut aus am Leibe.“ Plötzlich erinnerte er sich, wischte über sein Gesicht und fuhr fort: „Ach so.“

Der Wilderer schwieg eine geraume Weile, dann sagte er: „Nun läßt Du mich doch aus. Den Hirsch schickst Du an den Oberförster, das Gehörn ist Dein. Es ist ein ungerader Bierzehnder.“

Der Förster schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ich habe geschworen.“

„Wer alles glaubt, was die Pastoren sagen!“ antwortete ihm achselzuckend der Wilderer.

„Es ist nicht deshalb, aber Ordnung muß sein,“ sagte der Förster. „Du hast mir das Leben gerettet, ohne Dich war ich hin. Aber wenn der Mensch seine Pflicht nicht mehr tut, dann ist alles aus.“

Plötzlich stürzte sich der Wilderer auf den Förster, kniete ihm auf die Brust und umklammerte ihn mit den blutigen Händen die Kehle, indem er schrie: „Dann mußt Du doch hinunter“; aber durch die bestige Bewegung kamen die Körper ins Gleiten, der Wilderer fiel zur Seite, schnell warf sich der Förster auf ihn, mit der einen Hand packte er seine Kehle, mit der andern ergriff er einen schweren Stein und schlug ihn auf den Kopf, daß ihm die Sinne schwanden; neben ihm hingen noch die zusammengeschluckten Riemen, er löste sie vom Baum, wälzte den Mann um und verschüttete ihm die beiden Hände auf den Rücken. Dann nahm er den abgeschossenen Doppelläuser, denn seine eigene Büchse lag unten in der Pinge, lud, sah den Feuerstein nach; der Wilderer hatte sich wieder aufgerichtet, das Blut lief ihm über die Augen; der Förster zog sein Taschentuch, wischte ihm die Augen, verband ihm die Stirnwunde und setzte ihm die Mütze auf.

Dann erhob sich der Wilderer, und indem der Förster ihm mit aufgesspanntem Hahn folgte, gingen die beiden zur Ortschaft hinunter.

Die Hunde bellten. Alle Häuser waren dunkel. Als sie am Hause des Wilderers vorbeikamen, fragte der Förster: „Willst Du Deine Frau und Kinder noch einmal sprechen?“

Der Mann schüttelte finster den Kopf und erwiderte: „Ich habe keine Lust auf das Geklär.“

So gingen sie im Sternenlicht weiter. „Kannst Du vor die Füße sehen?“ fragte der Förster; der Bergmann antwortete nicht; gegen Morgen kamen sie in der Stadt an; der Förster schlug an das Gefängnißtor; er sagte noch: „Daß Du mich gerettet hast, will ich vor Gericht erzählen, das andere brauchst keiner zu wissen, das

ist meine Sache. Verrate Dich nicht, denn wenn ich gefragt werde, so muß ich's sagen."

"Es ist gut," antwortete der Bergmann. Das Tor wurde geöffnet, der Förster lieferte seinen Gefangenen ab und ging zurück.

In der Gerichtsverhandlung wurde alles erzählt, außer dem letzten Angriff des Wilderer's; es ging nicht anders, als daß man den Mann verurteilte, aber die Richter empfahlen ihn dem Herzog zur Begnadigung.

Man wußte, daß der Herzog Wilderer nicht begnadigte. Der Förster zog seine Staatsuniform an und fuhr in die Hauptstadt; er erhielt eine Audienz beim Minister. Der Minister sagte: „Ich fühle menschlich," setzte sich gleich mit ihm in den Wagen und fuhr zum Schloß; die beiden mußten in einem großen Saal warten; der Herzog erschien, der Minister sagte ihm ein paar Worte und forderte dann den Förster auf, zu erzählen. Schweigend, auf die Erde blickend, mit ungebildigem Gesichtsausdruck hörte der Herzog zu. Wie der Förster seine Erzählung beendet hatte, sagte er langsam, ihn gleichgültig ansehend: „Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, keine Wilderer zu begnadigen. Anders kann das Laster nicht ausgerottet werden."

Dem Förster schwoll die Ader auf der Stirn. „Das Laster?" rief er. „Durchlaucht gehen selber auf die Jagd. Meinen Durchlaucht, die armen Leute sind aus anderem Teig gebacken?"

Erstaunt trat der Herzog einen halben Schritt zurück und sah auf den Minister. Dieser warf entgegen ein: „Der Mann hat doch dem Förster das Leben gerettet mit eigener Lebensgefahr. Der Förster hat es für seine Pflicht gehalten, ihn trotzdem zu verhaften."

„Ich weiß, ich weiß," antwortete der Herzog.

„Was soll ich tun? Der Förster tut mir ja leid, lassen Erzellenz ihm eine Anweisung auf zwanzig Taler ausschreiben."

Der Förster trat ungestüm vor und schrie: „Bin ich ein Menschenverläufer?"

Plötzlich riß er seinen Uniformrock auf, zog ihn aus, warf ihn dem Herzog vor die Füße und fuhr fort: „Da liegt der grüne Rod."

Der Minister zitterte, der Herzog lächelte, wie er den wütenden Mann in Hemdsärmeln und den bebenden Beamten sah; dann ging er auf den Förster zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Er ist ein Kerl, wie er sein muß. Zieh er seinen Rod wieder an, der Wilderer wird begnadigt. Seine zwanzig Taler soll er doch haben."

Dann winkte er den beiden Fassungslosen zu und ging aus dem Saal. Der Minister nahm den Förster wieder in seinen Wagen, aber die beiden sprachen unterwegs kein Wort.

Als der Bergmann nach Hause kam, sagte der Förster zu ihm: „Wir sind quitt, jetzt geht eine neue Rechnung an."

Der Wilderer schüttelte ihm die Hand, dankte ihm und sprach: „Ich habe genug von dem Schreck, noch einmal mag ich das nicht erleben."

„Wer's glaubt, daß es anhält!" erwiderte der Förster, rückte seine Büchse zurecht, piß seinem Hund und ging weiter.

Nach einem Jahr wurde der Förster erschossen aufgefunden.

Männer hieben zwei junge Lannen ab, flochten aus Zweigen eine Bahre und trugen ihn an den Ort; die Försterin stürzte aus dem Hause, raufte sich die Haare, die Kinder folgten ihr, schrien und weinten, die Frau warf sich auf den toten Mann; wie sie aufblickte, sah sie dem Wilderer gerade ins Gesicht; er war in der schwarzen Bergmannstracht mit dem Schächthut, er kam gerade von der Arbeit. Er ging auf die andere Seite der Straße und tat, als ob er den Anlauf nicht sehe.

Die Frau zeigte mit dem Finger auf ihn und schrie: „Der, der, für den er zum Herzog gegangen, seine Stelle in die Schanze geschlagen; an seine Kinder hat er nicht gedacht, er hat nur an den Gedacht."

Der Mann ging stumm vorüber, die Leute sahen ihm still nach, die Witwe warf sich wieder jammernd über den Toten.

Der Wilderer trat in sein Haus, ein Kind wich schon zur Seite; die Frau kam; er herrschte sie an und verlangte sein Waschwasser; dann wusch er in der Stube den roten Arbeitsschmutz ab, zog sich um, ging in den Stall, wo die beiden Kühe standen; sie wendeten ihm die Köpfe zu, er streichelte sie; dann stieg er die Leiter zum Heuboden hoch, knüpfte einen Strick an einen Dachsparren und machte seinem Leben ein Ende.

Kleines Feuilleton.

Vater muß in den Krieg.

In der sauberen Küche ist der Tisch gedeckt. Die Mutter tritt öfters an das Fenster und schaut die Straße entlang. Dann tritt sie wieder zurück, blickt nach der Uhr, schüttelt den Kopf und sagt leise: „Wo der Vater nur bleibt?"

Die Mutter ist ernst und bleich. Das älteste Töchterchen schaut mit großen, verwunderten Augen auf die Mutter; der Kleine sitzt in seinem Stühlchen und schlägt mit einem Löffel laut lachend auf den Tisch. Ein Kind trägt die Mutter unter dem Herzen.

Zwischen Fenster und Tür geht die Mutter langsam und schwerfällig auf und ab. Das Töchterchen unterbricht sie: „Mutti, ich hab' Hunger!" „Bist Du schon was essen?" „Nein, nein, Mutti, nicht bevor Vater kommt!" antwortet rasch das Kind.

Schweigen, unterbrochen nur durch das Gelächern des Kleinen und einen tiefen Seufzer der Mutter. Das Mädchen schaut immer auf die Mutter, groß und fragend. Endlich sagt es: „Mutti, muß der Vater in den Krieg?" Die Mutter schrieft zusammen. „Aber Kind, es gibt doch keinen Krieg — es kann doch keinen Krieg geben!"

Wieder ist tiefe Stille.

Draußen an der Korridortür rasselt ein Schlüssel. Gleich darauf tritt der Vater in die Küche. Mit einem einzigen Blick tiefster Liebe umfaßt er seine Familie. Die Mutter richtet mit den Augen, mit ihrem ganzen Wesen die eine große Frage an ihren Mann.

„Uebermorgen muß ich weg!" sagt er ruhig; aber die Stimme kommt wie aus einem Grabe.

Der Mutter Augen sind vollkommen glanzlos geworden. Mit einem Blick, der eine furchtbare Anlage ausdrückt, streift sie ihre Kinder und sieht dann an ihrem Leib herunter. Sie legt ihrem Mann das Abendessen vor und gibt den Mädchen eine Stulle. Der Vater nimmt einen Bissen, dann schiebt er das Essen zurück und sagt: „Laß, Mutter, ich kann nicht essen!"

Der Arbeiter starrt vor sich hin, nicht verzweifelt und mutlos; aber in seinem Gesicht arbeitet eine gewaltige Erregung und innere Erbitterung. Die Mutter weint leise, zwei Tränenbäcklein fließen an ihren Wangen herab. Das Mädchen beginnt auch zu weinen; plötzlich aber fragt es:

„Vater, was hast Du denn gemacht, daß Du in den Krieg mußt?"

Die Mutter sagt vertweisend: „Aber Gerti, der Vater hat doch nichts gemacht! Die bösen Menschen — — —"

Da aber legt ihr der Vater die Hand auf den Arm und unterbricht sie:

„Mutter, das Kind hat schon recht mit seiner Frage. Ich hab' nichts gemacht, daß ich in den Krieg muß. Aber wenn ich etwas gemacht hätte, wenn ich mehr für die Sache des Friedens gemacht hätte, um dazu beizutragen, daß die Menschen zu Menschen werden — ich brauch' nicht in den Krieg!"

Die Mutter sieht den Vater groß an und sie begreift: „Wie leicht gehen jetzt den Menschen die Augen auf, Vater!"

„Mutter", antwortet da der Mann und drückt ihr die Hand: „Mutter, das ist ja der einzige Trost, das ist ja die einzige Hoffnung, die ich an das Alles knüpfte. Wenn die Menschen zu Menschen werden — kann es keinen Krieg mehr geben."

Die neue Lehre von Bethlehem! Medizinrat Dr. W. Fuchs heißt der Edle, der soeben im Berliner Militärverlag Schwetschke eine Schrift über die Notwendigkeit der Kriegsbereitschaft erscheinen läßt, die mit folgenden erhebenden Worten schließt:

„Und deshalb ist die deutsche Forderung des Tages: Propädeutik der Volksseele! Die Familie an die Front! Der Staat muß folgen, zunächst in der Schule, dann in der äußeren Politik. Erziehung zum Haß! Erziehung zur Hochachtung des Hasses! Erziehung zur Liebe zum Haß! Organisation des Hasses! Fort mit der unreifen Scheu, mit der falschen Scham vor der Brutalität und Fanatismus! Auch politisch gelte das Wort Marinettis: „Mehr Wadpfeifen, weniger Küsse!" Wir dürfen nicht zögern, blasphemisch zu verflünden: „Uns ist gegeben Glaube, Hoffnung und Haß! Aber der Haß ist der größte unter ihnen!"

Unter dem herrschenden Kriegszustande, aber auch selbst nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts in Friedenszeiten, gibt es niemanden, der in Wahrung berechtigter Interessen sagen dürfte, was hierauf zu sagen wäre.

Länderkunde.

Das aufgegebene Dreieck. Unter dieser Bezeichnung versteht der Volksmund in Ostpreußen den äußersten Zipfel dieser Provinz, also etwa das durch die Flüsse Labiau, Schirwindt und Memel begrenzte Dreieck, in dessen Mitte Tilsit liegt. Die Geschichte früherer Feldzüge hat gelehrt, daß dieses vorgeschobene Dreieck stets fast müßelos in die Hände eines von Osten her vorrückenden Feindes fiel, und heute ist der Glaube allgemein verbreitet, daß es bei einem Waffengang mit Rußland aus strategischen Gründen widerstandslos geräumt werden würde, eine Meinung, der vom preussischen Kriegsministerium offiziell entgegengetreten wird.

Im übrigen Deutschland gilt jene Gegend ja als eine solche, wo „Fuchs und Has sich gute Nacht sagen". Und doch ist sie keineswegs aller landwirtschaftlichen Reize bar, läßt vielmehr eine geheimnisvolle Anziehungskraft namentlich auf den still bestehenden Naturfreund aus. Ueberraschende Schönheiten weist die Ostseeküste besonders nördlich von Memel mit ihren tief eingeschnittenen, steilaufrigen Buchten auf, die üppiger Buchenwald krönt, während sich dahinter weite, stille Heiden erstrecken. Ausgedehnte urwüchsige Waldungen, tief eingesenkte, vielfach geschlängelte Flußtäler und schwer zugängliche Sümpfe und Brüche geben dem Hinterlande das kennzeichnende Gepräge. Hier schallt noch der unheimliche Ruf des sonst nirgends in Deutschland vorkommenden, fast uhugroßen Urallauges, hier erklingen die scharfen Trompetentöne des Kranichs, hier begegnet man noch der so vorhinflutlich amnütenden Riesengestalt des Elchs. Nach

der Bahnlinie zu wird die Gegend bebauter und weist alle Zeichen eines intensiven Landwirtschaftsbetriebes auf. Schier endlos dehnen sich wogende Getreidefelder, unterbrochen durch schurgraue Rappellen und mehr oder minder stattliche Herrenhäuser, die von hübschen Parks eingeschlossen und von elenden Kossätenbewohnungen umgeben sind. Litauer und Ostpreußen setzen die Bevölkerung zusammen, und der Westdeutsche, der sich nach diesen verlassenen Gegenden verirrt, wird erstaunt sein über das Leben, das man hier führt, und er wird auch der kräftigen ostpreussischen Küche bald Geschmack abgewinnen, wenn sie auch hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Magens stellt.

Hart an der durch das Flüsschen Lezone gebildeten Grenze liegt Eydtkuhnen. Bis zur Eröffnung der Ostbahn (1860) ein winziges Dörfchen, ist es seitdem mit fabelhafter, ganz amerikanisch anmutender Reichheit emporgeblüht und heute ein wichtiger Handelsplatz, dessen Bedeutung auf dem starken Roll- und Meiseverkehr, auf dem ins Riesenhafte gewachsenen Expeditionshandel und auf dem starken Wechsel- und Zulassgeschäft beruht. Dazu kommt noch ein beträchtlicher Eigenhandel mit begehrten russischen Erzeugnissen, wie Zuchtleber, Gummikühen, Zigaretten, Wutti, Fruchtbonbons, Geflügel (großartig ist die Einfuhr von Wagergänsen), Wildbret, Strohheu u. dgl. Nur 2 1/2 Kilometer vom Bahnhof Eydtkuhnen entfernt liegt der stattliche russische Bahnhof Wirballen mit seinen umfangreichen Zollanlagen, woselbst die Russen ja bereits bedeutende Truppenmassen zusammengezogen haben. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß die russischen Bahnen bekanntlich eine erheblich größere Spurweite haben als die deutschen, so daß unsere Lokomotiven und Wagen ebenso wenig ohne weiteres auf russische Gleise überführt werden können wie umgekehrt. Das Städtchen Wirballen selbst liegt noch fünf Kilometer weiter östlich im Tal der Schirwindia.

Geundheitspflege.

Nervöse Atemstörungen. Daß die Atmung nicht nur durch körperliche Anstrengungen, sondern auch durch geistige Erregung unmittelbar beeinflusst wird, hat jeder an seinem eigenen Leibe erfahren. Ein schwerer und schneller Atem kann geradezu als Merkmal eines erregten Zustandes gelten. Dieser Zusammenhang beruht natürlich auf dem Einfluß der Nerven, und wenn diese einer eigentlichen Erkrankung verfallen, so können auch die Atemstörungen von dauernder und bedenklicher Art werden. Dabei braucht es sich nicht um eine Erkrankung der Atmungsnerven selbst zu handeln, sondern der Ursprung kann an anderer Stelle liegen. Nach einer Uebersicht, die Dr. Hofbauer im Verein für Psychiatrie und Neurologie in Wien gegeben hat, ist eine der chronischen Atemstörungen in Erkrankungen des Gehirns zu suchen. Blutungen im Großhirn sind merkwürdigerweise weniger wirksam auf den Atem, da dessen Bewegungen dann gewöhnlich nur Unterschiede zwischen der rechten und linken Seite erkennen lassen. Krankheiten des Kleinhirns dagegen führen häufig zu völligem Stillstand des Atems. Von den Nerven der Körperoberfläche gehen Behinderungen der Atmung aus, die sich durch deren Verflachung und nicht selten auch durch Schmerz verraten. Recht auffällig sind die Atemstörungen, die mit der herabgesetzten Vasodilatation verbunden sind. Die Regelmäßigkeit der Atembewegungen ist dabei völlig aufgehoben, und zeitweise gleicht ihr Verlauf dem des Asthmas. Beeinträchtigt ist die Atmung selbstverständlich bei Herzfehlern, auch bei Zuckerkrankheit. Als geistige Erreger allgemeinerer Art sind außer Angstzuständen die vielen Erscheinungen zu rechnen, die in den Begriff der Hysterie zusammengefaßt werden. Die hysterische Kurzatmigkeit kennzeichnet sich gewöhnlich durch ein übermäßig tiefes, geräuschvolles Einatmen, ohne daß die Atembewegungen selbst einen krankhaften Verlauf zeigen. Sehr scharf ausgeprägt ist ein Krampf des Zwerchfells in der Ausatmung, die dann einen stoßenden Charakter annimmt. Ein häufiger und leicht begreiflicher Anlaß ist endlich ein plötzlicher Blutverlust, der den Atem entweder zum Stillstand bringt oder vertieft. Für den Arzt sind die Veränderungen der Atmung vielleicht überhaupt das wichtigste Mittel zur Beurteilung eines Krankheitszustandes, da nicht einmal die Herzstätigkeit so stark unter allen Störungen des Befindens leidet. Die Meinung, daß Lustgefühle den Atem stets beschleunigen, Anlustgefühle ihn verlangsamen, scheint nicht immer zuzutreffen, denn die Ansichten der Forscher sind in diesem Punkt noch geteilt.

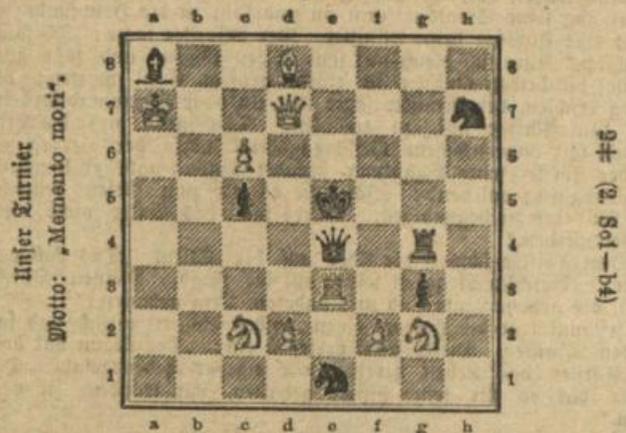
Aus dem Pflanzenreich.

Eine aussterbende deutsche Pflanze. Auf die Liste der aussterbenden Pflanzen der Heimat ist eine prächtige Orchidee, der Frauenküh (Oxyripedium calceolus) zu setzen. Es ist dies eine in den Waldern unserer Mittelgebirge sehr zerstreut auftretende Pflanze. Ein Mitarbeiter der „Natur“, der auf die Ausrottung dieser Pflanze hinweist, kann eine Raturaufnahme aus Deutschland vorführen, die die schöne Pflanze zeigt: man sieht auf dem Bilde deutlich die halbschubartig ausgeblahene Lippe sowie die stengelumfassenden Blätter. Das eine Exemplar trägt übrigens — was eine Ausnahme ist — zwei Blüten. Leider wird wohl auch diesem jetzt schon so seltenen Naturdenkmal keine allzu lange Lebensdauer mehr beschieden sein, denn die Lust am Gewinn veranlaßt es, daß jährlich hunderte von Exemplaren, wovon viele mit Wurzeln,

zum Verlaufe zu Markt gebracht werden. So wird dem auch diese reizende, fast exotisch anmutende Orchidee bald nur noch eine Pflanze der botanischen Gärten bilden, dagegen der wilden Flora der Heimat genommen sein.“ Wenn sie nicht von amtswegen geschützt wird, ist hier hinzuzufügen.

Schach.

Unter Leitung von E. Napin.



Unter Turnier
Motto: „Memento mori“.

#1 (2. Set 1-4)

Die Weltereignisse werden uns entschuldigen, wenn wir in der Verkündung der Preise unseres Problemturniers eine Verzögerung eintreten lassen müssen. Dieselben Gewitterwolken haben verursacht, daß auch das Mannheimer Schachturnier unausgefochten abgebrochen werden mußte. Eine große Anzahl (etwa 30 Mann) ausländischer Teilnehmer des internationalen Schachkongresses sind von jeder Verbindung mit ihrer Heimat abgeschnitten worden. Nachstehend aus dem schon ausgefochtenen Teile des Mannheimer Turniers eine Partie zwischen dem österreichischen Vorkämpfer H. Spielmann (Schwarz) und dem Deutschen Dr. S. Tarrasch (Weiß).

Sizilianisch.

1. e2—e4 c7—c5
Nachdem der Zug nichts zum Doppelschritt der Zentrumsbauern beiträgt, dessen Entwicklungsbedeutung vielmehr auf die Damen diagonale d8—a5 beschränkt bleibt, wird die Korrektheit dieser Eröffnung vielfach angezweifelt.
2. Sb1—c3
In der Partie Flammberg—Marshall besaßen die Turnierschach: 2. Sf3!; 3. Se3, d5; 4. ed, ed; 5. d4, S6; 6. Lg5, Le7; 7. Lb5, Sc6; 8. 0—0, 0—0; 9. dc, Le6; 10. Sd4, Dc7; 11. LxS4, bc6; 12. SxL, f6; 13. De2, e5; 14. Ta1, e4; 15. b4, a5; 16. a3, ab; 17. ab, De5; 18. Ld2, Ta3; 19. Sb1, Ta2; 20. Le3, Dg5; 21. f3, Te8; 22. fe, Sxe4; 23. Ld4, Dg6; 24. Dd3, Tb8; 25. Sc3, Ta3? (Selbst große Meister sind öfter mit Blindheit geschlagen.) Nun konnte Weiß mit 26. Sxd5! (droht Sd5xe7xg6) sofort entscheiden.
3. Sb8—c6
4. g2—g3
Einfacher 3. Sf3!; um auf e6 mit Lb5 fortzusetzen. Will Schwarz dies mit 3. a6 vermeiden, dann erst ist 4. g3 gerechtfertigt.
5. g7—g6
6. Lf1—g2 Lf8—g7
7. Sg1—e2 Sg8—f6
8. d2—d3 d7—d6
9. 0—0
In Verfaßt kam: 7. h3, 0—0; 8. Le3, h6; 9. Dd2, Kh7; 10. f4 u.
11. Lc8—d7
12. h2—h3
Um Dc8 nebst Ld7—h3 mit Kh2 vermeiden zu können.
13. 0—0
14. Le1—e3 h7—h6
Aus analogem Grunde
15. Dd1—d2 Kg8—h7
16. f2—f4 Sf6—e8
17. g3—g4
Zu erwägen war 12. f5! nebst ebm. Turmverdoppelung auf der f-Reihe.
18. Se8—c7

13. Se2—g3
Umäh. Besser Tf2 nebst Ta1 und event. Sd1 (Siehe Zug Nr. 15).
14. b7—b5
15. Sc3—d1
Vorläufiger zunächst Ta1.
16. Ta8—b8
17. Sg3—e2
ZuS 15. c3, b4; 16. d4, bc; 17. bc, cd; 18. cd, fo 18. Sb5, und Se2 käme doch in Betracht
19. b5—b4
20. c2—c3 b4xc3
21. b2xc3 Dd8—c8
22. d3—d4 c5xd4
23. c3xd4 Dc8—a6
24. Ta1—c1
Droht d4—d5.
25. Sc7—b5
26. d4—d5?
Dies sollte vorerst durch Tf2 vorbereitet werden. (Reist event. Lf1.) Weiß übersteht aber die nun folgende weit berechnete Kombination des Wiener Meisters.
27. Sc6—b4!
Dies bedeutet zunächst ein Opfer von drei leichten Figuren gegen die Dame. (Bei guter Stellung sind 3 leichte Figuren materiell mehr als die Dame.) Wird das Opfer nicht angenommen, so ist Ba2 nicht zu bedenken.
28. Dd2xb4 Sb5—d4!
Nun sieht man, weshalb Tf2 nötig war (Dedung des Se2). Weiß hat also nur die Möglichkeit (weil SxS4 droht) von:
29. Db4xd4 Lg7xd4
30. Se2xd4 Tf8—c8!
Bringt den unartigen Tf8 ins Geschehen.
31. Te1xc8 Tb8xc8
32. Tf1—f2 Da6—a3
Droht La4. Demnach verlangt Le3 eine Dedung.
33. Tf2—e2 Te8—c1!!
34. Le3xc1 Da3xc1
35. Sd4—f3
Auf 29. Te1 geht der Springer durch De5 verloren.
36. Dc1xd1
und Schwarz gewann durch die materielle Uebermacht.